

# Pressespiegel

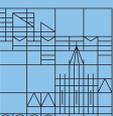
*24. Juni 2010*

Kontakt:

Universität Konstanz • Kommunikation und Marketing  
Telefon: 07531 88-3603 • [kum@uni-konstanz.de](mailto:kum@uni-konstanz.de)



Universität  
Konstanz



# Inhaltsverzeichnis

<b>Universität Konstanz</b> .....	<b>1</b>
ddp Deutscher Depeschendienst vom 23.06.2010, Seite 0	
Ehemaliger Uni-Rektor Graevenitz mit Bundesverdienstkreuz geehrt .....	1
Südkurier vom 24.06.2010, Seite 000	
Höchste Ehren für einen Vordenker der Uni .....	2
Süddeutsche Zeitung vom 24.06.2010, Seite 18	
Gemeinsam mit dem Auto zur Arbeit .....	3
Allgemeine Zeitung vom 24.06.2010, Seite 0	
Uni-Team in Endrunde .....	5
<b>Weitere Berichterstattung</b> .....	<b>6</b>
Stuttgarter Zeitung - Stadtausgabe vom 24.06.2010, Seite 1	
Soziale Herkunft prägt Schullaufbahn .....	6
Stuttgarter Zeitung - Stadtausgabe vom 24.06.2010, Seite 2	
„Mehr auf die Schwachen achten“ .....	7
Stuttgarter Zeitung - Stadtausgabe vom 24.06.2010, Seite 26	
Die Region trommelt für ihre Hochschulen .....	8
Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.06.2010, Seite 8	
Die Sphinx geht .....	9
DER TAGESSPIEGEL vom 24.06.2010, Seite 036	
Einsteins langer Weg Zöllner versucht, Zweifel an Stiftung zu zerstreuen .....	11

# Universität Konstanz

**Quelle** ddp Deutscher Depeschendienst vom 23.06.2010  
**Seite** 0  
**Ressort** Vermischtes  
**Quellrubrik** Personalien  
**Autor** mje/kos



## Ehemaliger Uni-Rektor Graevenitz mit Bundesverdienstkreuz geehrt

Konstanz (ddp-bwb). Der ehemalige Rektor der Universität Konstanz, Gerhart von Graevenitz, ist am Mittwoch mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Graevenitz habe das baden-württembergische Hochschulwesen entscheidend mitgeprägt, sagte Wissenschaftsminister Peter Frankenberg (CDU) bei der Verleihung in Konstanz. Mit viel diplomatischem Geschick habe Graevenitz es verstanden, die Universitäten im Land zusammenzuführen. Als Beispiele nannte Frankenberg die Exzellenzinitiative und das Aushandeln des Solidarpaktes II für die Hochschulen.

Zudem sei die bundesweite Vorreiterrolle der Universität Konstanz bei der Umsetzung der Studiengangsreform zu den gestuften Bachelor- und Masterstudiengängen maßgeblich seinem Engagement zu verdanken. Unter Graevenitz hatte die kleinste baden-württembergische Universität in Konstanz 2007 überraschend im Exzellenz-Wettbewerb den Zuschlag zur dritten Förderrichtlinie erhalten und ist seitdem eine der bundesweit neun Exzellenz-Universitäten. Der 65-jährige Graevenitz war den Angaben zufolge nach seinem Studium der Anglistik und Germanistik zunächst

an der Universität Tübingen tätig. 1988 wurde er auf die Professur für Neuere deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaften an der Universität Konstanz berufen. Von 1993 bis 1996 war er Prorektor für Lehre. Von 2000 bis 2009 stand er der Universität Konstanz als Rektor vor. Außerdem war er von 2006 bis 2009 Vorsitzender der Landesrektorenkonferenz Baden-Württemberg.

ddp/mje/kos

Uhrzeit: 18:56

Quelle Südkurier vom 24.06.2010  
 Seite 0  
 Ausgabe Konstanz  
 Ressort Lokal  
 Quellrubrik Konstanz

**SÜDKURIER**  
 UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG IN BADEN-WÜRTTEMBERG [www.skoi.de](http://www.skoi.de)

## Höchste Ehren für einen Vordenker der Uni

Auszeichnung für den Wegbereiter der Elite-Universität Konstanz: Altrektor Gerhart von Graevenitz hat gestern Abend das Bundesverdienstkreuz bekommen

Konstanz - Der Anlass hätte besser kaum sein können. Die Universität feierte den Einzug des Zukunftskollegs ins neue V-Gebäude, und der Erfinder desselben bekommt den höchsten Orden, den Deutschland verleiht. So verbanden sich am Mittwochabend ein Lebenswerk und eine Zukunftsaufgabe, und der lang anhaltende Beifall zeigte, dass Landes-Wissenschaftsminister Peter Frankenberg (CDU) mit seiner Einschätzung richtig lag: "Sie haben es verdient", sagte er an Graevenitz' Adresse. Der Rektor der Jahre 2000 bis 2009 habe maßgeblich dazu beigetragen, dass die Uni Konstanz eine echte "Perle" der Wissenschaft in Deutschland geworden sei.

Frankenberg und der neue Rektor Ulrich Rüdiger erinnerten daran, dass es Gerhart von Graevenitz war, der im Jahr 2002 das damalige Zentrum für den wissenschaftlichen Nachwuchs und damit die Keimzelle des Zukunftskollegs gründete. Sein Ziel ist, das zeigten alle

Reden im Audimax, so aktuell wie nie zuvor. Den besten Nachwuchsforschern soll an der Uni Konstanz der Weg in die wissenschaftliche Karriere geebnet werden. Und das gelingt, wie Kolleg-Direktor Giovanni Galizia sagte: Fünf der so genannten Fellows wurden im Jahr 2009 und zwei weitere in diesem Jahr auf Lehrstühle berufen.

Der kleine Teilchenbeschleuniger mit dem etwas sperrigen Namen steht dabei, wie Galizia weiter sagte, Wissenschaftlern jeder Disziplin und jeder Herkunft offen. Es gibt Forscher, die in Konstanz studiert haben, und solche, die aus aller Welt kommen. Alle müssen sie aber über ihren Fachbereich hinausdenken, in einem anspruchsvollen Auswahlprozess bestehen und sich der ständigen kritischen Debatte mit ihren Kollegen stellen. Dabei, bekannte die ehemalige Stipendiatin Kirsten Mahlke und heutige Professorin in Heidelberg, habe sie oft mehr über ihr eigenes Fach und dessen Fragestellungen gelernt als über fremde

Wissenschaftszweige.

Frankenberg münzte eine Aussage über das neue Y-Gebäude auf den Geehrten des Abends um: "Unpräzise und nüchtern". In der Tat hatte sich Graevenitz einen eigenen Festakt zur Verleihung verbeten und lenkte die ihm entgegengebrachte Wertschätzung auf seine Universität Konstanz um. Dass diese gute Chancen auch im nächsten Elite-Rennen hat, machte Frankenberg deutlich, obwohl die Messlatte beim Auswahlprozess 2012 sehr hoch liege.

Auch Jürgen Mlynek, selbst ehemaliger Konstanzer Physikprofessor und heute Präsident der Helmholtz-Gemeinschaft deutscher Forschungszentren, sprach mit großem Respekt über die Denkfabrik auf dem Gießberg. Er erklärte, eine Universität wie Konstanz sei gerade dank Einrichtungen wie dem Zukunftskolleg auch im ganz großen Forschungsverbund mit seinem Milliardenbudget unverzichtbar.

**Quelle** Süddeutsche Zeitung vom 24.06.2010  
**Seite** 18  
**Ressort** Wirtschaft  
**Urheberinfo** SZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München

**Süddeutsche Zeitung**  
MÜNCHNER NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

## Gemeinsam mit dem Auto zur Arbeit

Paul Vierkant, Daniel Auener und Marc Schachtel organisieren mit Citypendler online Mitfahrgelegenheiten für Berufspendler

Von Matthias Stoffregen

**München** - Es war einer dieser regnerischen Tage im März 2007. Paul Vierkant und Daniel Auener standen wieder einmal an einer Haltestelle und warteten vergeblich auf den Bus. "Die Busfahrer der Berliner Verkehrsgesellschaft streikten für höhere Löhne", erinnert sich Vierkant, "und die BVG hatte viel zu spät einen Notverkehr eingerichtet." Die missliche Lage brachte die damaligen Studenten aber auf eine clevere Idee, die sie schon bald in die Tat umsetzten. Vierkant und Auener beobachteten nämlich, dass in vielen vorbeifahrenden Autos nur eine Person saß. Schnell waren sie sich einig, dass allein zu fahren in den Städten sowohl ökonomisch als auch ökologisch Unsinn ist. "Wenig später starteten wir unser Projekt Citypendler", erzählt Auener, eine Mitfahrzentrale für Kurzstrecken im Internet.

Als Verstärkung holten sie Marc Schachtel dazu, der wie Auener Informatik studierte. "Zunächst wussten wir nicht, ob sich das Projekt tatsächlich umsetzen lässt", erinnert sich Vierkant. Deshalb bewarben sie sich Anfang 2008 mit ihrem Konzept bei Generation-D, einem Wettbewerb von Studenten für Studenten. Das Urteil der Jury machte ihnen Mut: Vierkant, Schachtel und Auener landeten mit ihrem Projekt in der Kategorie Klima und Umwelt auf dem ersten Platz.

Schon im Juni 2008 stellten sie die erste Version von [www.citypendler.de](http://www.citypendler.de) online. Die Mitfahrzentrale funktioniert bis heute nach demselben, einfachen Prinzip, erklärt Vierkant: Autofahrer tragen ihre Fahrtroute mit möglichen Haltepunkten auf der Internetseite ein. Dazu geben sie Tag, Uhrzeit, Preis und Zahl der vorhandenen Plätze an. Der potentielle Fahrgast kann sich eine passende Route aussuchen und sich per Handy oder Internet mit dem Anbieter in Verbindung setzen. Im Januar 2009 gründeten die drei Männer, die mittlerweile ihr

Studium an der Freien Universität Berlin abgeschlossen haben, "Green Internet Solutions GmbH", um für ihre Mitfahrzentrale eine wirtschaftlich solide Grundlage zu schaffen. "Für die Professionalisierung unserer Internetplattform brauchten wir mehr Geld und fachkundiges Personal", erklärt Vierkant.

Sie vereinbarten eine Kooperation mit der Beratungsfirma GreenVenture.Net und übertrugen deren Geschäftsführer Egbert Hünewaldt den alltäglichen Betrieb von Citypendler. Hünewaldt, der auch schon Geschäftsführer von Öko-Test war, investierte "einen Betrag unter 100 000 Euro" in die Mitfahrzentrale. Detaillierte Kennzahlen des Start-ups verweigert Hünewaldt allerdings: "Unser Umsatz liegt zurzeit im fünfstelligen Bereich, Gewinne verbuchen wir noch nicht." Neben soliden Gewinn- und Umsatzzahlen, betont er, stehe die Reduzierung des Verkehrsaufkommens in Ballungszentren wie München und Berlin im Fokus aller Bemühungen. "Schließlich wollen wir mit unserer Firma auch zum Umweltschutz beitragen", fügt der 42-Jährige hinzu.

"Erst im Mai 2010 haben wir eine verbesserte Version von Citypendler online gestellt", sagt Hünewaldt. Künftig könnten Firmen, Schulen und Universitäten ihre eigenen "FahrSparGruppen" für 99 Euro im Monat bei [www.citypendler.de](http://www.citypendler.de) einrichten. Elf größere Firmen hätten bereits den Service abonniert, die Zahl privater Nutzer liege im vierstelligen Bereich. "Im Gegensatz zu herkömmlichen Mitfahrzentralen vervielfältigen wir die Mitfahrmöglichkeiten", erläutert der Geschäftsführer: "Bei einer Route können Benutzer bis zu 20 Haltestellen eingeben." Ein weiterer Unterschied zu den klassischen Mitfahrgelegenheiten: Die Routen sind im Schnitt nicht länger als 25 Kilometer. Andere Anbieter wie [www.mitfahrzentrale.de](http://www.mitfahrzentrale.de) oder [www.mitfahrgelegenheit.de](http://www.mitfahrgelegenheit.de) vermitteln eher Reisende, die lange Strecken zurücklegen wollen. "Deshalb fürchten wir momen-

tan auch keine Konkurrenz", behauptet Hünewaldt.

Besonders erfolgreich laufe eine Kooperation mit den Münchner Universitäten. Seit Mai 2010 boykottieren viele Studenten das ihrer Meinung nach überbeuerte Semesterticket der Münchner Verkehrsgesellschaft (MVG). Damit sie aber trotzdem pünktlich ihre Seminare erreichen, haben sie über Citypendler Fahrgemeinschaften organisiert. "Der Studentenprotest hat unsere Mitfahrzentrale in kurzer Zeit in München bekannt gemacht", freut sich Hünewaldt. Mittlerweile habe sich Citypendler zu einer richtigen Web-2.0-Firma gewandelt, sagt Vierkant: "Unsere Konferenzen führen wir regelmäßig über das Internet." Er, Auener und Schachtel sind Gesellschafter der virtuellen Mitfahrzentrale. Alle drei sind nach dem Studium aus Berlin weggezogen, so dass sie Absprachen meist nur telefonisch oder per E-Mail treffen können. "Ich kümmer mich zum Beispiel um die Öffentlichkeitsarbeit", erzählt Vierkant, hauptberuflich arbeite er momentan aber als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität in Konstanz. Daniel Auener ist sogar nach Schweden ausgewandert. Dank Internet und Telefon, meint Auener, könnten sie aber die Erfolgsgeschichte von Citypendler weiterschreiben.

Generation-D ist ein bundesweiter Ideenwettbewerb von Studenten für Studenten. Er findet in diesem Jahr zum dritten Mal statt. Ausgezeichnet werden die besten Projekte studentischer Teams zu den Themen Arbeit, Wirtschaft & Umwelt, Bildung & Kultur sowie Soziale Gesellschaft. Unterstützt wird der Wettbewerb von Süddeutscher Zeitung, Allianz SE, Bayerische Elite-Akademie und Stiftung Marktwirtschaft. Einsendeschluss ist der 31. Juli 2010. Informationen unter [www.gemeinsam-anpacken.de](http://www.gemeinsam-anpacken.de). Die SZ porträtiert Sieger und Kandidaten.



Allein im Auto zur Arbeit fahren. Das ist weder ökonomisch noch ökologisch sinnvoll, dachten sich drei Studenten aus Berlin und erfanden die Internetplattform Citypendler. Sie vermittelt Mitfahrgelegenheiten. Screenshot: SZ

© PMG Presse-Monitor GmbH

**Quelle** Allgemeine Zeitung vom 24.06.2010  
**Seite** 0  
**Ausgabe** Allgemeine Zeitung Mainz  
**Ressort** Lokalsport Mainz  
**Urheberinfo** © 2010 Verlagsgruppe Rhein Main GmbH & Co.  
KG

The logo for 'Allgemeine Zeitung' is written in a blue, stylized, gothic-style font.

## Uni-Team in Endrunde

KÖLN (mfr). Die Handballer der Uni Mainz haben sich für die Endrunde in der Deutschen Hochschul-Meisterschaft qualifiziert. Das Team um Spielertrainer Andreas Hannappel gewann in der Zwischenrunde gegen Gießen mit 26:19 sowie gegen Gastgeber und Titelverteidiger Köln mit 24:23. "In diesem Spiel hat Wilm Hetkamp drei Sekunden vor Schluss den Siegtreffer erzielt", berichtete Hannappel (HC Gonsenheim), der mit seinem Team vom 2. bis 4. Juli bei der DHM-Endrunde in Konstanz teilnimmt. Dort stehen sich die acht besten Uni-Mannschaften Deutschlands gegenüber.

© PMG Presse-Monitor GmbH

## Weitere Berichterstattung

<b>Quelle</b>	Stuttgarter Zeitung - Stadtausgabe vom 24.06.2010
<b>Seite</b>	1
<b>Jahrgang</b>	2010
<b>Nummer</b>	142
<b>Ressort</b>	Seite 1, Tagesthema
<b>Seitentitel</b>	Tagesthema


 The logo consists of the words "STUTTGARTER" and "ZEITUNG" stacked vertically in a white, serif font, centered within a dark gray rectangular background.

## Soziale Herkunft prägt Schullaufbahn

Die Kultusminister der Länder wollen als Konsequenz aus dem jüngsten Schulvergleich die große soziale Kluft im deutschen Schulsystem abbauen. Migrantenkinder und Schüler aus bildungsfernen Elternhäusern benötigten mehr individuelle Hilfen, sagte der Präsident der Kultusministerkonferenz, Bayerns Schulminister Ludwig Spaenle

(CSU). Die rheinland-pfälzische Bildungsministerin Doris Ahnen (SPD) sagte, es seien größere Anstrengungen notwendig, „um Leistungsfähigkeit, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit in Einklang zu bringen“. Laut der Studie hat ein Neuntklässler aus den höheren Schichten gegenüber einem aus einer Arbeiterfamilie bundesweit eine

4,5-mal so große Chance, ein Gymnasium zu besuchen. Besonders ausgeprägt ist dieses Bildungsgefälle in Baden-Württemberg und Bayern. tm - Pole-Position für das Land Tages-thema SEITE 2

<b>Quelle</b>	Stuttgarter Zeitung - Stadtausgabe vom 24.06.2010
<b>Seite</b>	2
<b>Jahrgang</b>	2010
<b>Nummer</b>	142
<b>Ressort</b>	Seite 1, Tagesthema
<b>Seitentitel</b>	Tagesthema



## „Mehr auf die Schwachen achten“

Interview Der Bildungsforscher Olaf Köller hat die Standards mit entwickelt und den Ländervergleich durchgeführt.

Herr Köller, was lernen wir aus der Studie?

Wir erfahren, ob die Länder ihre 2004 selbst gesetzten Ziele erreicht haben. Wir haben ein Nord-Süd-Gefälle bei den sprachlichen Leistungen, Bayern und Baden-Württemberg schneiden sehr gut ab. Ein neuer Befund sind die deutlichen Probleme beim Englischunterricht in Ostdeutschland.

Beim Pisa-Ländervergleich 2008 lag Sachsen vorne, jetzt Bayern. Warum? Das sind Unterschiede von einem Punkt. Die Leistungen beider Länder sind gleich. Aber Baden-Württemberg steht besser da als zuvor.

Deshalb frohlockt Kultusministerin Schick. Macht das Land alles richtig? Auch Baden-Württemberg tut gut daran, darauf zu achten, dass es die Wege zur Hochschulreife möglichst vielen Schülern öffnet. Es sollte die Beruflichen Gymnasien weiter stärken und im unteren Leistungsbereich bei den Schwachen aufmerksam sein.

Auffällig ist bei den Süd-Ländern die Diskrepanz beim Abiturzugang. Kinder von Akademikern haben eine 6,6-fach höhere Chance als Arbeiterkinder.

Das ist eine schiefe Interpretation. Wir haben allein die Ungleichheiten beim

Gymnasialbesuch in der neunten Klasse betrachtet. Gerade wenn ich an Bayern und Baden-Württemberg denke, bieten die Beruflichen Oberschulen oder Beruflichen Gymnasien eine zweite Chance für die Schüler an Realschulen. Bei der Abiturquote steht Baden-Württemberg dann günstiger da als andere Länder. Die Botschaft kann also nicht lauten, dass es in den südlichen Bundesländern im Hinblick auf das Abitur starke soziale Ungleichheiten gibt. Ihre Studie zeigt sehr kleine Größen für Risikogruppen auf. Ein Prozent, heißt es, die beim Lesen auch in der 9. Klasse nicht über Grundschulkenntnisse hinauskommen. Bei Pisa 2006 hieß es noch, dass 53 Prozent der Hauptschüler in Baden-Württemberg so schlecht lesen, dass sie keine Ausbildung anfangen können. Was ist passiert?

Der Vergleich hinkt. Wir haben natürlich in der untersten Leistungsgruppe in Bayern und Baden-Württemberg auch größere Prozentanteile, als der jetzige Vergleich impliziert. Auch Hauptschüler in der neunten Jahrgangsstufe sind in unserer Studie berücksichtigt worden. Wir haben aber bei der Verteilung auf die sogenannten Kompetenzstufen nur die Schüler berücksichtigt, die einen

mittleren Bildungsabschluss anstreben. Die schwächsten Schüler, die auf Kompetenzstufe eins, sind gar nicht dabei. Beim nächsten Pisa-Ländervergleich im Herbst wird das dann anders sein, dann werden die Zahlen ungünstiger ausfallen.

Warum ist Bremen der Dauerverlierer?

Wir haben in Bremen viele Kinder aus benachteiligten Familien und mit Migrationshintergrund, die Deutsch nicht so sicher beherrschen. Auch finden wir dort eine geringere Leistungsorientierung als in den Süd-Ländern.

Was könnte die in Nord und Süd gesplittene Bildungsrepublik kicken?

Eine Stellschraube für erfolgreiches Lernen ist die Lehrerausbildung. Wir haben ja auch das West-Ost-Gefälle bei den Fremdsprachen. Die Unis müssen darauf achten, dass die Fachanteile bei der Lehrerausbildung nicht zu kurz kommen. Es reicht nicht, auf Pädagogik und Psychologie zu setzen. Die meisten Länder wollen bei der Bildung nicht sparen. Ich halte das für richtig. Man könnte beispielsweise in die Lehrerfortbildung investieren.

Das Gespräch führte Christoph Link.

<b>Quelle</b>	Stuttgarter Zeitung - Stadtausgabe vom 24.06.2010
<b>Seite</b>	26
<b>Jahrgang</b>	2010
<b>Nummer</b>	142
<b>Ressort</b>	Region Stuttgart
<b>Seitentitel</b>	Region Stuttgart



## Die Region trommelt für ihre Hochschulen

Konzept Der Wissenschaftsstandort Stuttgart soll bekannter werden, auch um verstärkt Fachkräfte anzulocken. Von Thomas Faltin

Die Wirtschaftsförderung des Verbandes Region Stuttgart (WRS) sorgt sich um den Hochschulstandort Stuttgart: Obwohl hier 54 000 Studenten an 18 Universitäten und Hochschulen eingeschrieben sind, werde die Region Stuttgart national wie international nicht angemessen als Hochschul- und Wissenschaftsstandort wahrgenommen. Städte wie Karlsruhe, Heidelberg und Freiburg lägen in diesem Bereich vor Stuttgart. Dies habe nach einer aktuellen Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung auch zur Folge, dass hochqualifizierte Fachkräfte nicht so gern nach Stuttgart kämen, weil der Standort „nicht als lebenswert vermittelt“ werde, so die WRS. Dies will der Wirtschaftsförderer Walter Rogg jetzt zusammen mit den Hochschulen ändern. Erstens soll die Öffent-

lichkeitsarbeit verstärkt werden. Bisher gebe es, wie der Wirtschaftsförderer Walter Rogg sagt, keinen gemeinsamen Außenauftritt in den Medien und im Internet, wo sich Investoren, Fachkräfte und Studenten über den Hochschulstandort Stuttgart informieren könnten. Zweitens müsse eine Servicestelle geschaffen werden, die den Kontakt zwischen Wissenschaft und Wirtschaft herstellt, um den Technologie- und Wissenstransfer zu erleichtern. Die Konzeption eines solchen „Science-to-Business Centers“ wird in den zwei Pilotjahren über ein europäisches Förderprojekt in der WRS finanziert und zunächst mit der Uni Stuttgart umgesetzt. Dafür stünden knapp 200 000 Euro zur Verfügung. Regionalpräsident Thomas Bopp (CDU) hält das Thema für so entscheidend für die Zukunft, dass er es in den nächsten

Jahren zu einem Schwerpunkt der Arbeit machen will. Die Fraktionen im Wirtschaftsausschuss der Region stimmten dem Vorhaben mehrheitlich zu. Allerdings blieb Skepsis. Roland Klenk (CDU) fragt sich, welchen Beitrag die Hochschulen bringen, wer nach den zwei Jahren die Servicestelle finanziert und inwiefern sich die Wirtschaft beteiligt. Auch Andreas Knapp (FDP) hatte Bedenken: Es liege nicht nur an der fehlenden Vernetzung, dass Stuttgart hinten liege, sondern auch an der teils geringeren Qualität in Forschung und Lehre. Walter Rogg ist sich dagegen sicher, dass nach der Pilotphase Wirtschaft und Hochschulen auch finanziell mit im Boot seien.

<b>Quelle</b>	Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.06.2010
<b>Seite</b>	8
<b>Nummer</b>	143
<b>Ressort</b>	Politik
<b>Seitentitel</b>	Bildungswelten

## Die Sphinx geht

Bildungsforschung ist Baumert / Von Heike Schmoll

Als das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (MPIB) in Berlin am 1. Oktober 1963 gegründet wurde, gab es weder den Begriff "Bildungsforschung", noch trug es seinen heutigen Namen. 1957 hatte Hellmut Becker, Sohn des preußischen Kultusministers und Orientalisten Carl Heinrich Becker, angeregt durch seine Reisen nach Amerika und Skandinavien, mit Freunden über die Gründung eines solchen Instituts diskutiert und eine erste Skizze angefertigt. 1959, beim Berliner Soziologentag, versuchte er dann in einem Vortrag über Sozialforschung und Bildungspolitik den Boden für solche Forschungen bei den Soziologen zu bereiten.

Becker forderte die Wissenschaftler damals nach eigenem Bekunden auf, "für die Bildungsforschung ihre beiden elfenbeinernen Türme der reinen Theorie und der positivistisch erstarrten Empirie zu verlassen". 1959 stellten dann der Göttinger Historiker Hermann Heimpel, der damalige Bundestagsvizepräsident Carlo Schmid und der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker gemeinsam den Antrag an die Max-Planck-Gesellschaft, in ihrem Rahmen ein Institut für "Recht, Soziologie und Ökonomie der Bildung" zu errichten. Alle drei Antragsteller waren gute Freunde Beckers, er kannte sie aus seinen Straßburger Zeiten als Assistent Ernst Rudolf Hubers an der 1941 gegründeten "Reichsuniversität". 1960 hat die Geisteswissenschaftliche Sektion der Max-Planck-Gesellschaft eine Kommission gebildet, die diese Entscheidung vorbereiten sollte. Der Plan eines Instituts für Bildungsforschung, den Hellmut Becker 1961 der Kommission vorlegte, soll nach einer besonders schönen Gründungslegende zu erheblichen Teilen im Deutschen Institut für Internationale Pädagogische Forschung entstanden und auf wundersame Weise kolportiert worden sein. Die internen Debatten der Max-Planck-Gesellschaft über dieses neue Forschungsinstitut, das erst zu erfindende Forschungsgebiet und

die Leitung durch Hellmut Becker, der weder promoviert noch habilitiert war, könnten ein Buch füllen, jedenfalls hat es bis Oktober 1962 gedauert, bis die Max-Planck-Gesellschaft unter Adolf Butenandt die Gründung eines Instituts "für Bildungsforschung in der Max-Planck-Gesellschaft" beschloss. Es war kein Zufall, dass das Max-Planck-Institut im Oktober 1963 in West-Berlin seine Arbeit aufnahm. Unter dem Eindruck des Chruschtschow-Ultimatums von 1958 sollte alles dafür getan werden, Berlin zur "Hauptstadt der Wissenschaften" zu machen.

Schon der Begriff "Bildungsforschung" sei eine "logische Unmöglichkeit, die zwar heute keiner mehr merkt, aber doch einer solchen Anstalt nicht gut ansteht", wettete der Göttinger Historiker Alfred Heuß noch zwanzig Jahre nach der Gründung. In der Tat ist es dem MPIB gelungen, die Bildungsforschung salonfähig zu machen und vor allem - im Unterschied zu jenem zweiten, 1970 gegründeten "Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt" unter der Leitung von Carl Friedrich von Weizsäcker und Jürgen Habermas in Starnberg - auch zu überleben. Das Starnberger Institut wurde 1981 geschlossen.

Seinen heutigen Ruf für die Bildungsforschung als einer sozialempririschen Wissenschaft verdankt es vor allem dem mit Bildungsforschung im engeren Sinne befassten Direktor Jürgen Baumert, der am 2. Juli emeritiert wird. Baumert ist kein Statistiker, obwohl er davon jede Menge versteht, sondern Klassischer Philologe, habilitierte sich in Erziehungswissenschaft und lehrte seit 1989 als außerplanmäßiger Professor für Erziehungswissenschaft an der Freien Universität Berlin und seit 1996 als Honorarprofessor. Das Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN) an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel leitete er von 1991 bis 1996, seither ist er wissen-

schaftliches Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft und Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung Berlin. Spätestens seit der ersten Pisa-Studie wird er mit dem Durchbruch der regelmäßigen Evaluationen im Schulwesen assoziiert und "Mister Pisa" genannt; in Nordrhein-Westfalen wurde die Kommission zur Reform der Lehrerbildung nach ihm benannt. Baumert war nie einer, der seine Popularität aus der Distanz zur Kultusministerkonferenz oder Ministerialbürokratie zu stärken suchte. Er hat sogar in der Humboldt-Universität eine der wenigen wirklichen Elogen auf die Kultusministerkonferenz gehalten. Dass die Minister sich schließlich der regelmäßigen Erhebung von Daten nicht mehr verweigern und den Traum vom rundum erfolgreichen deutschen Schulsystem nicht ohne empirische Grundlage weiter träumen konnten, ist ihm zu verdanken.

Wer allerdings von ihm eine Übertragung empirischer Daten in unmittelbare politische Handlungsanweisungen erwartet, irrt. Entweder-oder-Fragen beantwortet Baumert mit dem Lächeln einer Sphinx und flüchtet sich - weiterhin freundlich dreinblickend - in wohlgesetzte Worte und manchmal auch das Fachchinesisch der Bildungsempiriker, die dann von Leistungspreizungen, Alterskohorten, Dienstklassen und vielem mehr reden. Baumerts Stärke liegt gerade darin, dass er sich nie festlegen ließ. Nur so konnte er glaubhaft zeigen, dass es auf jeden empirischen Befund mindestens zwei bildungspolitische Antworten gibt und, was schlimmer ist, dass viele Befunde der Bildungsforschung überhaupt keine Rolle für die Bildungspolitik zu spielen scheinen. Das gilt etwa für die Klassengröße. "Die Verkleinerung von Klassen ist wenig wirksam, aber extrem teuer", hat Baumert vor kurzem gesagt. Auf jedem Elternabend wird das Gegenteil behauptet, und ein Kultusminister riskiert sein politisches Überleben, wenn er Klassen vergrößern, stattdessen aber zusätzliche

Lehrer einsetzen will. Dass die Qualität des Unterrichts entscheidend für den Lernerfolg ist, eine gute Fachdidaktik in Wechselwirkung mit einer guten Fachwissenschaft entwickelt wird und alles von der Güte der Lehrerbildung abhängt, das waren die entscheidenden Einsichten, die Baumert empirisch belegt und für die er sich immer wieder stark gemacht hat. In einem der jüngsten Interviews ist er für seine Verhältnisse relativ deutlich geworden, aber so sachlich wie immer geblieben: "In Ham-

burg wird für mich ein völlig unnötiger bildungspolitischer Streit ausgetragen", sagte er mit Blick auf die Debatte über die sechsjährige Primarschule und verwies darauf, dass es keine belastbare Evidenz für eine zweijährige Schulzeitverlängerung gibt.

Sämtliche deutsche Bildungsforscher - und es sind noch immer zu wenige - sind Baumerts Schüler. Seine Nachfolge tritt allerdings keiner von ihnen an. Die anderen Direktoren des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung

forschen vor allem über psychologische Themen, niemand betreibt Bildungsforschung im engeren Sinne. Die Nachfolgeberufung für Gerd Gigerenzer (Adaptives Verhalten) ist vorgezogen worden. Jürgen Baumert wird seinen Schreibtisch im MPIB auch als Emeritus behalten, doch was wird aus der Bildungsforschung eines nach ihr benannten Instituts? Wird es (dereinst) umgetauft werden?

**Abbildung** Jürgen Baumert, Altphilologe und Bildungsforscher, wird am 2. Juli emeritiert.

**Abbildung** Foto Laif



© PMG Presse-Monitor GmbH

Quelle DER TAGESSPIEGEL vom 24.06.2010  
 Seite 36  
 Nummer 20656  
 Ressort WISSEN\_FORSCHEN  
 Quellrubrik WISSEN & FORSCHEN



## Einsteins langer Weg Zöllner versucht, Zweifel an Stiftung zu zerstreuen

Die Einstein-Stiftung ist das Prestige-Projekt von Wissenschaftssenator Jürgen Zöllner (SPD). Doch obwohl die Stiftung zur Förderung der Spitzenwissenschaft im November 2009 mit einer großen Konferenz startete, war sie bislang vor allem mit Personal- und Strukturfragen beschäftigt, anstatt die Forschung voranzubringen (wir berichteten). Die Stiftung hatte "unbestritten einen holprigen Start", gab Zöllner am Mittwoch im Wissenschaftsausschuss des Abgeordnetenhauses zu. Doch inzwischen sei sie "vollständig am Laufen". Allerdings ließen die Ausführungen Zöllners Zweifel aufkommen, dass die Startschwierigkeiten wirklich überwunden sind. Die CDU-Opposition hatte im Ausschuss gefragt, wie der Stand der Dinge bei der neuen Einrichtung ist.

Aus den Mitteln der Einstein-Stiftung wird der Berliner Anteil an den Projekten der Exzellenzinitiative bezahlt sowie die Anschubfinanzierung für neue Eliteprojekte. Darüber hinaus hätten die Unis 27 Vorhaben zur Förderung eingereicht, sagte Zöllner. Offensichtlich arbeiten die Gremien der Stiftung diese Anträge nur zögerlich ab. "Drei oder vier" hätten einen Zuschlag bekommen, "fünf oder sechs" seien abgelehnt worden, erklärte Zöllner. Um welche es sich handelt, werde demnächst bekannt gegeben,

hieß es auf Nachfrage. Für den Rest würden Zweitgutachten eingeholt. Über große institutionenübergreifende Vorhaben solle erst 2011 entschieden werden - wenn in der nächsten Runde der Exzellenzinitiative die Vorentscheidungen gefallen sind. Die Stiftung könne dann überblicken, welche abgelehnten Vorhaben sie fördern wolle und ob sie in der Vorrunde weitergekommene Elite-Anträge noch stärker finanziell unterstützen müsse, erklärte Zöllner.

Die Stiftung habe erste Programme aufgelegt, um ausländische Spitzenforscher nach Berlin zu locken - als "Einstein Visiting Fellows". Sie sollen weiter an ihrer Heimatuni forschen, aber in Berlin eine Arbeitsgruppe aufbauen. Die Stiftung will zudem Unis bei Berufungen von Spitzenforschern unterstützen. In Kürze würden Förderlinien verabschiedet, mit denen exzellente Nachwuchswissenschaftler nach Berlin geholt werden sollen sowie Juniorprofessoren gehalten werden können.

Die komplizierte Struktur der Stiftung ist teilweise entschlackt worden. Neben der Dachstiftung, die den Jahresetat von 40 Millionen Euro verwaltet, sollte eigentlich eine Einstein-Stiftung-Berlin gGmbH gegründet werden, die in zahlreichen Kommissionen über die konkrete Verwendung der Gelder entscheiden sollte. Diese gGmbH sei nicht mehr

vorgesehen, sagte Zöllner. Allerdings gibt es immer noch vier Gremien: Der dreiköpfige Vorstand mit Zöllner, Akademiepräsident Günter Stock und Werbeunternehmer Sebastian Turner führt das operative Geschäft und trifft die Entscheidungen. Ein "Stiftungsrat" aus sieben Forschern fungiert als Aufsichtsrat, der die wissenschaftlichen Leitlinien vorgibt. Die wissenschaftliche Kommission begutachtet die Anträge. Zusätzlich berät ein Beirat den Vorstand. Im Beirat sitzen die Kuratorienvorsitzenden der vier Berliner Unis sowie aus der Politik Nicolas Zimmer (CDU) und Wolfgang Albers (Linke), die wissenschaftspolitischen Sprecher ihrer Fraktionen, und der SPD-Fraktionsvorsitzende Michael Müller.

Zimmer kritisierte im Ausschuss, die Gremienfülle führe zu "zusätzlichen Kosten und Intransparenz". Die Mittel könnten einfacher an die Universitäten weitergereicht werden. Er frage sich auch, was aus dem Ziel geworden sei, mit der Stiftung zusätzliches Geld einzuwerben: "Da war doch die Rede davon, weltweit Millionen zu sammeln." Der Senator erwiderte, "die finanzielle Gesamtsituation" mache Zustiftungen derzeit "nicht so leicht möglich". Tilman Warnecke